

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 22 (1946-1947)
Heft: 8: 7

Artikel: Der verkannte Schweizer
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1068945>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

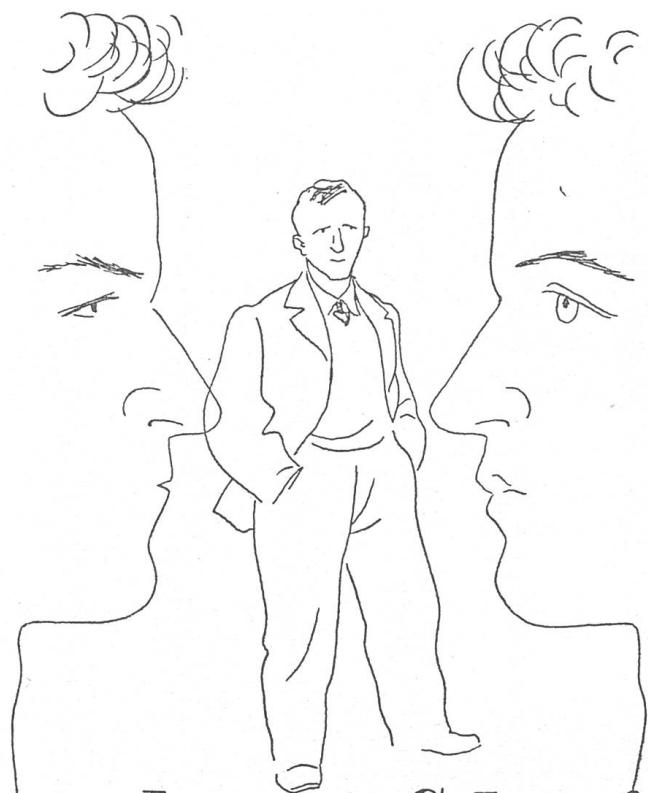
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der verkannte Schweizer

Von Adolf Guggenbühl

Illustration von H. Tomamichel

Wir nüchternen Schweizer ...

Zitat aus tausend Zeitungsartikeln und zehntausend Reden.

Der Versuch, das Typische einer Nation mit wenigen Worten oder gar mit einem einzigen Eigenschaftswort erfassen zu wollen, ist immer reichlich gewagt. Es ist aber nicht zu bestreiten, daß diese Verallgemeinerungen für den praktischen Gebrauch nützliche Dienste leisten. Mit dem nötigen Vorbehalt darf man deshalb ruhig von den «phlegmatischen Engländern», den «geistreichen Franzosen», den «feurigen Spaniern» reden, ähnlich wie man vom «scheuen Reh», vom «listigen Fuchs», vom «ängstlichen Hasen» spricht. Es gibt aber auch Fälle, wo das geläufige

Eigenschaftswort dermaßen oberflächlich gewählt ist, daß es den psychologischen Tatbestand nicht klärt, sondern verfälscht.

Seit etwa 80 Jahren gilt nicht nur im Ausland, sondern auch bei uns die Nüchternheit als ein bezeichnendes Merkmal des schweizerischen Volkscharakters. Ich halte diese Auffassung für grundsätzlich falsch und für sehr gefährlich. Nachdem ich mich mein ganzes Leben lang mit der Frage der schweizerischen Eigenart beschäftigt habe, bin ich zum Ergebnis gekommen, daß der schweizerische Mensch alle möglichen Tugenden und Laster hat, ihm eine Eigenschaft aber in besonderem Maße fehlt: die Nüchternheit.

Ein Hang zum Abenteuerlichen, Romantischen gehört im Gegenteil zu seinen

charakteristischen Merkmalen. Das zeigt die ganze Schweizer Geschichte. Was ist sie anderes als ein ununterbrochener Kampf — nicht für die prosaischen Güter, Sicherheit und Wohlstand, sondern für die Freiheit. Die Freiheit aber ist kein Heimchen am Herd, das sich vor allem auszeichnet durch gewissenhaftes Strümpfstopfen, sie ist eine bezaubernde, wilde und leidenschaftliche Göttin, und ihre Anbeter sind nicht nüchtern, können nicht nüchtern sein. Wer möchte bestreiten, daß die Gründer der Schweizerischen Eidgenossenschaft leidenschaftliche Freiheitskämpfer waren, bereit, für ihr Ideal alles zu opfern, Wohlstand, Familie und Leben! Und es ist kein Zufall, daß unser Nationalheld Wilhelm Tell ist, ein Mann, den die Freiheitssehnsucht zum Jäger und der Freiheitswillen zum Tyrannenmörder gemacht hat.

Man wende nicht ein, das seien alte Geschichten, und man rufe nicht aus:

« Sag an, Helvetien, du Heldenvaterland,
wie ist dein jetziges Geschlecht dem früheren verwandt? »

Der Plan der bedingungslosen Verteidigung im Réduit, welche der General und der Bundesrat damals verkündeten, als unser Land 1940 ganz von den nationalsozialistischen Heeren umschlossen war, ist eine ungeheuer kühne Idee.

Ein ganzes Volk schwur, auch in aussichtsloser Lage, bis zum letzten Blutsstropfen weiterzukämpfen.

Das Schlagwort vom nüchternen Schweizer ist genau so falsch wie das vom «amusischen Völklein». Es ist genau so falsch, wenn auch immerhin verständlicher. Daß es ein vollständiger Unsinn ist, die Schweizer als amusisch zu bezeichnen, davon kann sich immerhin jeder unvoreingenommene Beobachter mit Leichtigkeit überzeugen. Es muß jedem in die Augen springen, daß die Schweiz im Verhältnis zur Bevölkerung mindestens so viel, wenn nicht mehr, Kunstwerke hervorgebracht hat als irgendein anderes europäisches Land, Italien und Frankreich inbegriffen.

Der psychologische Fehlschluß vom nüchternen Schweizer aber ist eher begreiflich, weil das Romantisch-Abenteuerliche bei uns nicht an der Oberfläche liegt, sondern sorgfältig maskiert wird. Unser Gehaben gleicht dem Stil jener altzürcherischen Häuser, deren nüchtern-strenge Fassaden dazu dienen scheinen, den Reichtum der Innenausstattung zu verbergen.

Es ist bei uns nicht üblich, die Gefühle zu zeigen, und wo sie durchbrechen, werden sie getarnt. Wenn dem Schweizer vor Ergriffenheit die Tränen aufsteigen, tut er, als ob er sich schneuze, vielleicht im Gegensatz zum Deutschen, der, wenn er sich schneuzen muß, tut, als ob dieses Schneuzen eine Auswirkung des deutschen Gemütes sei.

Auch in unserer schweizerdeutschen Muttersprache ist es verpönt, starke Gefühle unverhüllt zum Ausdruck zu bringen. Gerade für pathetische Situationen werden absichtlich einfache, « primitive » Worte gewählt.

Der Schein trügt

« *S wott öppenen luschtige Summer gää,*
Die Buebe salbed d Schue,
Mit Trumme und mit Pfüffe
Wei si am Mailand zue. »

Jahrhundertelang zogen die jungen Eidgenossen in fremde Kriegsdienste — nicht hauptsächlich, weil die Heimat sie nicht zu ernähren vermochte, wie es in den langweiligen Schulbüchern steht, sondern in erster Linie aus Abenteuerlust.

Die gleiche Abenteuerlust ist es, welche heute noch unsere jungen Leute in die Fremde lockt, nach Amerika, nach Indien, nach China. Sie ziehen dem sichern Brotkorb der Heimat die ungewisse Romantik der blauen Ferne vor. Wer in der Welt herumkommt, trifft an den unmöglichsten Orten und in den unmöglichsten Berufen diese schweizerischen Abenteurer. Der Besitzer einer Spielhölle in Shanghai, der alte Fremdenlegionär in dem kleinen tunesischen Grenznest, der Feuerschlucker auf dem Rummelplatz

einer Pariser Vorstadt: solche exotischen Gestalten, die einem Film entsprungen sein könnten, sind häufig Söhne thurgauischer Kleinbauern, bernischer Beamter und zürcherischer Spezereihändler.

Aber der Auslandschweizer gibt selten zu, ein Abenteurer zu sein, und wenn er dem Kaufmännischen Verein Unterlagen für eine Broschüre über «Arbeitsmöglichkeiten im Ausland» zu liefern hat, unterläßt er nie, darauf hinzuweisen, daß nüchterner Arbeitssinn und wackerer Fleiß die wichtigsten Voraussetzungen zum Auswandern seien und daß diejenigen, die glaubten, auf diese Art etwa abenteuerliche Neigungen befriedigen zu können, auf dem Holzweg seien.

Dem Dichter ist die Fähigkeit gegeben, das wahre Sein hinter dem Schein zu erkennen. Es ist deshalb kein Zufall, daß ein Dichter, nämlich Bernard Shaw, das Wesen des schweizerischen Menschen besser charakterisiert hat als irgendein Volkskundler, und zwar in seinem Theaterstück «Arms and the Man». Der Held dieses Lustspiels, der schweizerische Hotelierssohn und Söldner, Hauptmann Bluntschli, ist dermaßen von Romantik erfüllt, daß er mitten im feindlichen Kugelregen am Dachkänel eines Hauses emporklettert, nur um auf diese Weise in das Zimmer eines Mädchens eindringen zu können. Aber im Gegensatz zum Trompeter von Säckingen denkt er nicht daran, in der schönen Rolle eines Troubadours aufzutreten. Er gibt seiner Angebeteten vielmehr vor, er sei Deserteur, und aus Angst vor dem Kampf habe er bei ihr ein Versteck gesucht. Erst am Schluß des letzten Aktes gesteht dieser typisch schweizerische Held seinen «unheilbaren Hang zur Romantik».

Oder man denke an das schöne Gedicht von C. F. Meyer «Der Hengert». Der Dichter beschreibt, wie er in einem bündnerischen Bergdorf übernachtet. Die Warnung des Wirtes, daß sein Schlaf zweifellos durch das in der Wirtsstube stattfindende Winzerfest gestört werde, macht ihm wenig Sorge:

.....

«Müde kehrt' ich heim ins Berghaus
Um die Zeit der ersten Lichter.
Vor der Pforte stand ein Häuflein,
In der Mitte Musikanten,
Rechts die Bursche, links die Mädchen,
Doch kein Scherzwort flog herüber,
Und hinüber flog kein Trutzwort.
Lässig mit gekreuzten Armen
Standen sie geschieden, feindlich
Sich mit dunkeln Blicken messend.

Und ich stieg in meine Kammer,
Legte mich getrost zur Ruhe,
Bald erklang Musik piano,
Allgemach begann der Hengert,
Sachte schritt er, schlaftrig schleift' er,
Wie Geschlurfe von Pantoffeln.
Heimlich spottet' ich der trägen
Füße, der bequemen Herzen
Im Gebirge der Grisonen
Und versank in süßen Schlummer...

Horch! Ein Ton, ein feurig greller,
Schlägt empor wie eine Flamme!
Jach erhitzen sich die Bleche,
Und die Geige streicht ein Dämon!
Mir zur Rechten, mir zur Linken,
Mir zu Häupten, mir zu Füßen,
Ungezügelt, ungebändigt,
Erderschütternd stampft der Reigen,
Immer lauter, wilder, toller
Tobt und rast und dröhnt und tritt er,
Daß erbeben alle Balken.
Tosend sausten durch die Lüfte
Berghaus, Hengert, Folterkammer,
Wie voreinst die hochgelobte
Casa santa durch die Lüfte
Fuhr von Istrien nach Loretto,
Doch von Engeln sie getragen,
Ich von höllischen Gewalten
An den Sabbat auf dem Blocksberg.»

.....

Jeder von uns hatte schon ähnliche Erlebnisse mit Landsleuten. Ich erinnere mich, wie ich einmal in einem Schweizerverein in den Vereinigten Staaten neben einem Melker saß, der den ganzen Abend kein Wort redete und bei allen Darbietungen keine Miene verzog. Im stillen stellte ich die Betrachtung an, daß man sicher in den ganzen USA keinen gebürtigen Amerikaner finden würde mit solcher Temperamentlosigkeit.

Aber morgens 3 Uhr erschien mein Nachbar plötzlich mit einem Schwyzerörgeli und spielte fünf Stunden lang mit einer Leidenschaftlichkeit, die alle elektrisierte.

Ist es nicht bezeichnend, daß beim Jodeln die Gesichter unserer Jodler vollständig unbeweglich bleiben, wie Masken?

Und ist nicht Gottfried Keller ein typischer Vertreter der sogenannten schweizerischen Nüchternheit? Da sitzt er, wortkarg, unnahbar, einen ganzen Abend lang hinter einem halben Liter, das Urbild eines amusischen Spießbürgers. Aber die äußere Erscheinung ist nur Panzer. Hinter der Maske ist intensivstes Gefühl verborgen, feiert eine überbordende Phantasie Feste.

Ausländerinnen entsetzen sich immer wieder über den Mangel an Galanterie der schweizerischen Männer. «Die Schweizer», sagen sie, «verstehen nicht zu flirten, sie sind zu wenig beweglich, zu wenig interessant, zu wenig leidenschaftlich.» Welch ein Irrtum! Wem das Herz voll ist, dem bleibt der Mund verschlossen. Je lauer das Gefühl, desto ungehemmter darf es wagen, sich zu äußern. Wo aber die Gefahr besteht, daß jeden Augenblick eine mächtige Flamme ausbricht, eine Feuersbrunst das ganze Gebäude verzehrt, darf man nicht mit dem Feuer spielen. Je kleiner die Leidenschaftlichkeit, um so eher ist der Flirt möglich. Je geringer die Passion, um so ungehemmter und dramatischer können sich die Gefühle äußern. Die feurigen Troubadours verwandeln sich deshalb oft bald in gähnende Geliebte.

Ist nicht gerade unsere Nationalkrankheit, die Verkrampfung, ein Symptom für ein übermäßig starkes Gefühlsleben? Wenn die Sprechzimmer unserer Nervenärzte überfüllt sind, wenn es bei uns mehr Neurosen gibt als in irgend einem andern Land, wenn die Schweiz in der Selbstmordstatistik an der Spitze steht, sind nicht all das schlagende Indizien für das Fehlen der angeblichen helvetischen Gefühlskälte und Nüchternheit?

Das falsche Ideal

So scheinen mir die Dinge zu liegen. Daß ich recht habe, läßt sich nicht beweisen. Auf diesem Gebiet gibt es keine wissenschaftlichen Beweise. Man kann nur eine Behauptung aufstellen und versuchen, den andern zu überzeugen. Daß aber die These vom nüchternen Schweizer endlich einmal angefochten wird, scheint mir nicht nur im Interesse der Wahrheit notwendig. Dieses Schlagwort ist nicht nur falsch, sondern auch gefährlich. Es verfälscht nämlich unser nationales Ideal und dadurch unsren Lebensstil. Der heutige Mensch neigt dazu, Durchschnitt mit Norm zu verwechseln. Wenn er auf einer Bahnhofwaage liest, daß einer durchschnittlichen Größe von 170 cm ein Normalgewicht von 70 Kilo entspricht, so glaubt er, jedes kleinere oder größere Gewicht sei falsch, anormal, unerwünscht.

Bereits muß man deshalb die Beobachtung machen, daß, von einer falschen Auffassung vom Wesen des Schweizerischen ausgehend, eine falsche Forderung gestellt wird. Dem Schweizervolke wird ein unrichtiges Ideal vorgesetzt, dem nachzueifern nun Pflicht jedes guten Eidgenossen sein soll: der klassische Spießbürger! Ein fleißiger, aber nüchterner, unbeholfener, ledriger Tugendbold, der als Schüler seine Hausaufgaben gewissenhaft macht, die staatlichen Lehrmittel nicht mit Eselsohren verunziert und die kriegswirtschaftlichen Vorschriften bis aufs Tüpfchen einhält. Diese Jammerfigur wird zum Nationalhelden gestempelt, zum Über- oder Idealschweizer.

Mit Teufelsgewalt sucht man in Welt-auffassung, im Lebensstil und in äußerer Erscheinungsform jede Kühnheit und Romantik auszurotten. Typisch für diese unglückliche Konzeption ist das schweizerische Militär. Überall in der Welt sind die Gebirgstruppen vom Zauber der Romantik umwebt. Auch bei uns hat die wilde Natur und der gefahrvolle Beruf zur Folge, daß unsere Bergführer und sogar Skilehrer etwas Kühnes an sich haben. Aber wir bringen es fertig, unsere

Gebirgstruppen so zu verkleiden, daß man glaubt, man habe es mit Zollbeamten im Flachland zu tun. Überhaupt ist der schweizerische Idealsoldat, so wie er der offiziellen Vorstellung entspricht, etwas unsäglich Nüchternes und Langweiliges, und leider ist die Vorstellung weitgehend Wirklichkeit geworden. Versuche, der Uniform etwas Frisches zu geben, indem die Mütze etwas schief aufgesetzt wird, wurden, wenigstens in den deutschschweizerischen Einheiten, rücksichtslos unterdrückt.

Oder man denke an die Chauffeure unserer Alpenposten! Gefahr ist ihr Beruf, aber sie sehen in ihren weißen Mänteln aus wie Bibliotheksgehilfen.

Allen Menschen und allen Völkern schwebt ein Imago vor, ein Wunschbild, in das sie versuchen hineinzuwachsen. Wenn dieses bessere Ich adäquat ist, zum Wesen paßt, dann erhebt es seinen Träger. Er spielt dann im Leben die von ihm gewählte Rolle mit Würde und Talent. Der französische Gentilhomme des 18. Jahrhunderts, der englische Gentleman der Gegenwart sind solche Idealtypen, Wunschkörper einer ganzen Nation, oder wenigstens einer Schicht dieser Nation, die in Reinkultur nirgends vorhanden sind, aber trotzdem als Vorbild das Leben beeinflussen.

Es kommt auch vor, daß Völker ein Imago wählen, das nicht zu ihnen paßt. Dann entsteht eine Katastrophe, wie wir sie bei den Deutschen und bei den Italienern erlebten. Die Deutschen sind liebebedürftig und weich, und der Typus des Herrenmenschen ist deshalb eine Konzeption, die zu ihnen paßt wie eine Faust auf das Auge. Und wenn die Italiener, die viele Tugenden und viele Laster besitzen, denen aber kein Mensch nachsagen kann, sie seien ein kriegerisches Volk, wenn diese Italiener unter der Suggestion des größenwahnsinnigen Mussolini versuchten, sich als wilde Marssöhne zu gebärden, so war das ein Unterfangen, das von vornherein zum Mißerfolg verurteilt war — genau so, wie wenn ein hausbackenes Mädchen im amerikanischen Mittelwesten die Rolle eines verführerischen Vamps spielen will.

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

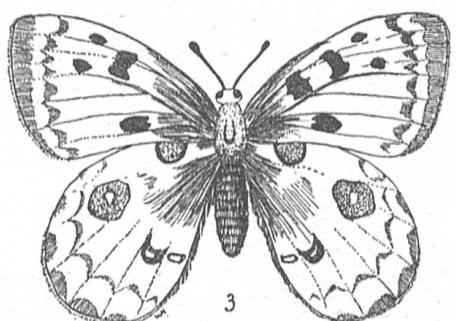
*Dann sollten wir wissen, was diese
Zeichnungen darstellen*



1



2



3

Antworten siehe Seite 54

Der Schweizer ist zum Teil deshalb so unglücklich, weil ihm ein falsches Idealbild einsuggeriert wird, nicht nur den Männern, sondern auch den Frauen. Die Schweizerinnen sind in besonderem Maße Opfer des jetzigen falschen Ideals. In Frankreich, in England, in Amerika, in Schweden, in Norwegen, überall stellt man sich das nationale Frauenideal hübsch, anmutig, verführerisch vor. Die ideale Schweizerin aber wird stets mit dem Attribut «wacker» behangen.

Was gibt es Koketteres als die Trachten? Sie sind, wie man weiß, zum großen Teil erstarrte Rokokomoden, also Ausdruck einer Zeit, in der die Frau kokett war, wie kaum je in einer andern Epoche. Man betrachte doch einmal die Trachtenbilder unserer Kleinmeister unter diesem Gesichtspunkt. Wie außerordentlich verführerisch wurden von diesen Zeitgenossen die Schweizer Trachtenmädchen dargestellt. Wir aber haben es fertig gebracht, die Begriffe Tracht und kokett als Widerspruch zu empfinden. Eine Trachtenfrau soll gemäß der herrschenden Auffassung vor allem ehrbar sein. Gewiß, auch ihr ist ein Tänzchen erlaubt, aber nur in Ehren und nur, wenn nichts Böses dabei gedacht wird, d.h. wenn die Erotik ausgeschaltet ist.

Wenn ein junges Mädchen in Frankreich sich so anzieht, daß es die Männer anzieht, empfindet das jedermann in Ordnung. «Voilà», heißt es, «une vraie Française». Wenn die Amerikanerin mit Hilfe einer phantastischen kosmetischen Industrie ihre Lieblichkeit hervorhebt, wird sie in diesem löslichen Bestreben von der gesamten öffentlichen Meinung ihres Landes unterstützt. Der Schweizerin aber, die sich hübsch macht, wirft man «unschweizerisches Verhalten» vor.

Wenn der engere Ausschuß irgend eines Frauenvereins im internen Kreise solche Ideale vertritt, so ist das seine Sache. Aber man muß sich dagegen ver-

wahren, daß diese moralistischen Vorstellungen zum nationalen Ideal gestempelt werden.

Hier sollte eine Frauenbewegung einsetzen, die so wichtig wäre wie der Kampf um die politische Gleichberechtigung, denn die Frauen sind bei der jetzigen unglücklichen Konzeption die hauptsächlichen Leidtragenden.

Die Lösung

Was sollen wir tun? Diese Entwicklung resigniert hinnehmen? Davon kann keine Rede sein!

Die letzten zehn Jahre haben unser nationales Selbstbewußtsein gewaltig gestärkt. Damit sind schöpferische Kräfte frei geworden, die Jahrzehntelang verschüttet waren. Wir getrauen uns wieder, uns selber zu sein. Es gilt nun, die blühenden Wiesen der Phantasie von dem moralistischen Schutt zu befreien, von dem sie im 19. Jahrhundert zugedeckt wurden. Die Dichter, die für ein Volk so unentbehrlich sind wie die Bäcker und Metzger, müssen helfen, diesen neuen schweizerischen Menschentypus, dieses Imago, in das wir hineinwachsen wollen, zu schaffen.

Es wäre an der Zeit, das bekannte Volkslied «Chumm mer wänd go Chrieseli günne» etwas zu variieren und von jetzt an zu singen:

«S isch au vil a der Hübschi gläge,
s liit nüd alles am ordeli tue.»

«Hör uuf, es chönd der suscht bstaa», ermahnen jeweilen die Mütter ihre Sprößlinge, wenn diese Grimassen schneiden. Seit bald drei Generationen spielen wir Eidgenossen krampfhaft die Rolle der Gefühllosen und Nüchternen. Es ist höchste Zeit, mit dieser Bööggerie aufzuhören, «'s chönt is suscht bstaa».